Zeitschrift: Bulletin / Vereinigung Schweizerischer Hochschuldozenten = Association Suisse des Professeurs d'Université

Herausgeber: Vereinigung Schweizerischer Hochschuldozenten

Band: 19 (1993)

Heft: 1

Buchbesprechung: Sind die Amerikanischen Universitäten besser?

Autor: Miller, Andreas

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sind die Amerikanischen Universitäten besser?

JA, so bahauptet Dr. Günter REUHL in seiner kürzlich publizierten Studie.[1] Der Verfasser leitet seit mehreren Jahren die deutsche Zentralstelle für ausländisches Bildungswesen und ist einer der besten Kenner des Hochschulwesens.

Im rasanten Tempo hätten sich in den USA neue Zentren der Wissenschaft entwickelt und im internationalen Ansehen die europäischen Anstalten überholt. Die alten Universitäten Europas hätten zwar nach dem Zweiten Weltkrieg eine lange Periode des Aufschwungs erlebt, in der ihnen enorme Mittel zugeflossen sind. "Trotzdem konnten ... sie ihre alte Stellung nicht zurückerobern ... An die Stelle von Bologna und Paris im Mittelalter sind heute Harvard, Berkeley und Stanford getreten." (S. 9/10)

Eine vergleichende Analyse der beiden universitären Systeme, des europäischen und des amerikanischen, bildet den Kern der Studie. Die Gründe für die Vorherrschaft amerikanischer Universitäten sollen hier analysiert werden – schreibt der Verfasser. Er will Faktoren untersuchen und bewerten, "die für die Innovationskraft beider Systeme und den Transfer von Wissenschaft in Gesellschaft, Wirtschaft und Industrie langfristig massgebend sind. Vor allem an diesen Faktoren wird sich entscheiden, welches System für die Zukunft die besseren Chancen hat: das amerikanische oder das europäische." (S. 10)

Bevor wir über die Hauptergebnisse der Analyse berichten, muss noch ein Wort zum in der Studie benützten Begriff der "amerikanischen Universität" gesagt werden. Die USA kennen die durch die Verfassung garantierte Freiheit, Universitäten zu gründen und nach eigenen Vorstellungen zu betreiben. Dies führte zu einer Vielfalt des amerikanischen Hochschulwesens, in dem neben den privaten Spitzenuniversitäten und einigen hervorragenden Staatsinstitutionen eine Masse von vierjährigen Colleges, neben den voll ausgebauten Universitäten mit Master- und Doktorstudien eine Reihe von "Professional Schools" bestehen. Mit den europäischen Universitäten – wobei hier das Schwergewicht auf deutschsprachige Universitäten in der ehemaligen Bundesrepublik, in Oesterreich und in der Schweiz vom Verfasser gelegt wird – werden die wenigen Spitzenuniversitäten verglichen, die "eigentlichen" Universitäten nach der europäischen Vorstellung. Eine genaue Abgrenzung ist hier allerdings schwierig. Allgemein werden der "Obergruppe" der amerikanischen Universitäten etwa 450 von über 2000 zugerechnet, Institutionen, die in der Forschung europäischen gleichzusetzen sind und das Promotionsrecht besitzen (S. 28). Davon gehören einige Dutzend der "Spitzengruppe" an, der eine überragende Bedeutung im Rahmen des gesamten Hochschulwesens zukommt. So entfallen etwa zwei Drittel aller Forschungsmittel auf nur fünfzig Universitäten und davon etwa die Hälfte auf private Universitäten. Im Jahre 1986 haben die Spitzenuniversitäten 41% aller "graduate degrees", 38% aller medizinischen und 63% aller juristischen Doktorade verliehen (S. 13).

Den entscheidenden Unterschied zwischen den beiden analysierten Systemen sieht Dr. Reuhl im Prinzip des Wettbewerbes. Jede amerikanische Universität steht dauernd unter dem Zwang, besser zu sein als die anderen. Sie besitzt – auch

[1] Wissenschaftskonkurrenz. Hochschulorganisation in den USA, Europa und der Sowjetunion. Campus Verlag, 1992.

wenn sie eine Staatsuniversität ist – keine Finanzgarantie. "Finanziell gehören in den USA Erfolg und Misserfolg (...) zum Risiko aller Universitäten, und der Wettbewerb ist das Fluidum, in dem sich alle behaupten müssen. Der Wettbewerb ist ein aggressiver Kampf nach allen Seiten und auf allen Ebenen, der in Europa keine Parallele hat. Es ist eine Konkurrenz um die besseren Plätze auf der Rangliste der Universitäten, um höhere Einnahmen, um ein erfolgreiches Angebot in Ausbildung und Forschung, um international anerkannte Professoren, um staatliche Forschungsmittel, um die besseren Berufspositionen für die Absolventen und um die grössere Publizität." (S. 14) Hat eine Universität einmal den guten Namen erworben, so fliessen ihr reichlich private Mittel und staatliche Forschungsaufträge zu. Sie kann sich dann bessere Saläre für Professoren leisten, was die Anstellung hervorragender Forscher erlaubt; sie kann mehr in die Ausrüstung investieren; sie kann die Gebühren für die Studenten erhöhen und durch eine schärfere Auswahl nur die besten aufnehmen. Es beginnt sich eine Spirale zu drehen, weil bessere Studenten und hervorragende Forscher den guten Namen festigen und den Zufluss neuer Mittel garantieren. Wehe aber einem Universitätspräsidenten, der mit dem einmal Erreichten zufrieden ist. Die Erfolgspirale kann sehr bald beginnen, sich nach unten zu drehen.

Dieser entscheidende Unterschied zwischen den beiden Systemen – hier der Wettbewerb und der daraus resultierende Dynamismus, dort kein Wettbewerb, da er nicht nötig ist – dieser Unterschied (1) hat sich in der historischen Entwicklung ausgebildet; (2) wird durch die "öffentliche Meinung" unterstützt, in der der Stellenwert des freien Wettbewerbs ganz verschieden ist; (3) wird schliesslich durch eine Reihe von Institutionen untermauert, welche die Universitäten in den beiden Systemen aufgebaut haben.

In Europa erfolgte zu Beginn der Neuzeit die Verstaatlichung der Hochschulen. Sie beanspruchen zwar weiterhin eine Autonomie – diese wird jedoch immer stärker auf rein akademische Bereiche beschränkt. Der Staat übernimmt die Finanzierung. Professoren werden – als Beamte – Diener des Staates. Universitätsgesetze regeln verbindlich die wichtigsten Bereiche der Tätigkeit. "Die Autonomie der Universitäten war und ist in Kontinentaleuropa nur eine Freiheit der Universitäten im Staat und nicht wie bei amerikanischen Privatuniversitäten eine Freiheit ausserhalb des Staates." (S. 42) Namentlich für die amerikanischen Privatuniversitäten ist die Leistung für ihre weitere Existenz entscheidend, weil der Zufluss der finanziellen Mittel direkt mit der Güte der Leistungen gekoppelt wird. Aber auch die 'state universities' richten sich nach dem Vorbild der älteren privaten Institutionen. "Kein Staat in den USA ist dem Beispiel kontinentaleuropäischer Staaten gefolgt und hat die volle Verantwortung für die Gehälter der Professoren übernommen. Die "state universities" müssen um die staatlichen Mittel viel härter kämpfen als kontinentaleuropäische Universitäten und können nicht erwarten, dass die Mittel kontinuierlich hoch bleiben." (S. 14)

Der Stellenwert des Wettbewerbes im Hochschulwesen wird in den beiden Systemen in der öffentlichen Meinung voll akzeptiert. In den USA herrscht der Glaube an die individuelle Leistung, die im offenen Wettbewerb zum Erfolg, zu einem Platz näher der Spitze führt. Die Leistung wird auf allen Gebieten evaluiert

und die positiven Ergebnisse zur Schau gestellt. Die Psychologie des Erfolges zieht sich als Wettbewerb durch die ganze amerikanische Gesellschaft, "vom Sport über die Wirtschaft bis hin in den Hochschulbereich, der in Europa aus dem offenen Wettbewerb praktisch ausgeklammert ist." (S. 186)

Der Unterschied im gesellschaftlich-politischen Umfeld musste sich auf die inneren Strukturen auswirken. Die amerikanischen Universitäten haben sich durch Bildung einer Reihe von Einrichtungen an die Erfordernisse des strengen Wettbewerbes gut angepasst. Zu den wichtigsten "amerikanischen Leistungen", die sich auch besonders scharf von europäischen unterscheiden, gehören die folgenden:

- sehr starke Position des Präsidenten, der von den "Trustees" unterstützt wird. Zu seinen Hauptaufgaben gehören "fund raising" und "die Überzeugungsarbeit für die 'mission' der Universität". Er besitzt aber auch grosse Entscheidungskompetenz in Budget- und Personalfragen, was die Anpassung der Institution an die Veränderungen in der Umwelt erleichtert.
- grosse Flexibilität in der Personalpolitik. Die meisten Professoren werden nur auf Zeit angestellt und können bei schwachen Leistungen, oder z. B. bei sinkenden Einnahmen der Universität entlassen werden. Die Gehälter sind nicht – wie etwa in der ehemaligen Bundesrepublik – im Rahmen allgemeiner Beamtenregelungen fixiert. Sie können bei Berufungen berühmter Professoren stark vom Durchschnittssalär abweichen.
- grosse Freiheit bei der Auswahl der Studenten. Dank dieser Freiheit konnten die "Forschungsuniversitäten" die starke Zunahme der Zahl der Studentenbewerber gut überstehen. Sie waren nicht verpflichtet – wie in vielen Ländern Europas – jeden aufzunehmen, der zum Hochschulstudium qualifiziert war.
- besondere Funktion der "departments" und ihrer "chair-persons". Das amerikanische "department" ist Teil einer Universität, "die um Ansehen und Einnahmen kämpft." Der Druck, der davon ausgeht, macht das "department" notwendig zu einer Arbeitsgemeinschaft, die auf den Erfolg ausgerichtet sein muss." (S. 87) Dementsprechend ist auch die Bedeutung der "chair-person", die das "department" leitet, gross. Der Verfasser zitiert hier TUCKER, der die folgenden Aufgaben einer "chair-person" aufzählt: "to recommend annual salaries for each faculty member", "recommandation regarding every tenure and promotion", "evaluation of each faculty member's performance", "pinpointing poor performance." (S. 89/90). Man wundert sich, dass es überhaupt möglich ist, unter den Kollegen Kandidaten zu finden, die diese Aufgaben mit Freude übernehmen würden.

***

In meinen Ausführungen habe ich mich auf den Kern der Studie, auf die vergleichende Analyse der beiden Systeme, des amerikanischen und des europäischen, konzentriert. Der Verfasser glaubt nicht nur an das höhere Niveau der amerikanischen Spitzenuniversitäten und daran, dass dieses dank dem Wettbewerb erreicht wird, sondern er scheint auch eine gewisse Korrektur der europäischen Universitäten, eine Verschiebung in der Richtung des amerikanischen Modells zu empfehlen. (Einige Ansätze in der französischen und auch britischen Hochschul-

politik weisen tatsächlich in diese Richtung). Ist aber ein scharfer Wettbewerb im Falle von privaten Institutionen, die um die knappen Mittel kämpfen müssen, notwendig und etwas durchaus Natürliches, so müsste er in einem staatlich organisierten Hochschulwesen künstlich erzeugt werden.

Wir scheinen auch viel klarer als die Amerikaner die Nachteile eines nicht gedämpften Wettbewerbes zu sehen. Es gibt Bereiche, in welchen auf den Wettbewerb zugunsten einer gleichmässigen Versorgung gänzlich verzichtet wird. Dazu gehört z. B. das staatliche Spitalsystem, in welchem die knappen Mittel eher auf die Sicherung eines gewissen minimalen Niveaus in allen Spitälern als auf die Forcierung der Spitzenmedizin verwendet werden müssen. Liegt das Hochschulwesen nicht näher an diesem Beispiel als an den Wirtschaftssystemen, in welchen – allerdings auch in einer etwas gemilderten Form – der Wettbewerb als Motor der Entwicklung eingesetzt wird? So sieht z. B. der Schweizer Wissenschaftsrat gerade in der verhältnismässig grossen Homogenität der Bestandteile des schweizerischen Hochschulsystems "einen seiner hauptsächlichen, historisch gewachsenen Vorteile" und fordert vom Bund, "das qualitative und soweit als möglich auch das quantitative Gleichgewicht zwischen den Institutionen der höheren Bildung zu bewahren." (Jahresbericht 1991, S. 7)

Dr. Reuhl verfügt über ein stupendes Wissen. Es scheint, dass diese Überfülle manchmal den von ihm selbst im Vorwort gesteckten Rahmen zu sprengen droht. Neben der temperamentvoll vorgetragenen Auseinandersetzung mit seinem zentralen Anliegen, gibt er eine Masse von Informationen: über die rechtliche Stellung der Hochschulen, über ihre Finanzierung, über den Einfluss des Staates und der Berufswelt, über Hochschulzugang und Studienabschlüsse, usw. In den beschreibenden Abschnitten finden sich auch – notwendigerweise weniger detaillierte – Informationen über die universitäre Ausbildung in Ost-Europa.

Die Studie kann jedem empfohlen werden, der sich über den heutigen Stand des Hochschulwesens in den USA und Europa rasch orientieren möchte. Vor allem aber jenen, die sich um die Zukunft unserer Hochschulen Sorgen machen und nach Verbesserungsmöglichkeiten suchen.

Andreas Miller